GENDER OPEN REPOSITORIUM

Masken der Virilität : Kulturtheoretische Strategien zur Überwindung des männlichen Identitätsverlustes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

Baureithel, Ulrike

1993

https://doi.org/10.25595/892

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Baureithel, Ulrike: *Masken der Virilität : Kulturtheoretische Strategien zur Überwindung des männlichen Identitätsverlustes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, in: Die Philosophin : Forum für feministische Theorie und Philosophie, Jg. 4 (1993) Nr: 8, 24-35. DOI: https://doi.org/10.25595/892.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Philosophy Documentation Center.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.5840/philosophin19934819

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ulrike Baureithel

Masken der Virilität

Kulturtheoretische Strategien zur Überwindung des männlichen Identitätsverlustes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

I.

„Weibische" Männer könne sie nicht ausstehen, gestand mir mal eine Kollegin aus Ost-Berlin, und eine Bekannte ärgerte sich über ihre Freundin, deren machistisches Verhalten ihr auf die Nerven gehe. Spätestens seit den einschlägigen historischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen geht die feministische Forschung inzwischen selbstverständlich davon aus, daß biologisches Geschlecht, Geschlechtsidentität und Sozialcharakter keineswegs identisch sind, sondern ihre unterstellte Affinität nichts als ideologische Prämissen bedient. Trotzdem trifft man immer wieder auf den eigenartigen Usus, daß Feministinnen zwar die Konstruiertheit ihrer „Weiblichkeit" apostrophieren, aber gleichzeitig dazu neigen, Mann, „Männlichkeit" und Männerverhalten undifferenziert gleichzusetzen und sich vom gleichsam voodoo-entfaltenden „Wesen" des Mannes bannen lassen.

Der folgende Beitrag soll beleuchten, wie die Kategorie „Geschlecht" als eines der ältesten sinnstiftenden kulturellen Ordnungsmuster in Zeiten äußerer und innerer Verunsicherung als strukturbildendes Moment im gesellschaftlichen Transformationsprozeß eingesetzt wird und sich dabei unter Umständen völlig von seinem biologischen Träger ablöst. „Männlich" und „weiblich" werden dabei zu Chiffren, die nicht nur „Umwertungen" ermöglichen, sondern deren flottierende Bedeutungsgehalte selbst auch soziale Realitäten mitzuerzeugen imstande sind. Ich möchte diesen Zusammenhang am Beispiel des Weimarer Modernisierungsprozesses erläutern, wo sich in der historischen Distanz die formbildende Struktur dieses Prozesses besonders deutlich abzeichnet. Wenn ich mich dabei eingangs mit einer Studie des Kultursoziologen Nicolaus Sombart auseinandersetze, der „die deutschen Männer" als Sozialtypus mit kulturanthropologischen und psychoanalytischen Instrumentarien zu fassen versucht, dann einesteils wegen ihres nützlichen Aufrisses der historischen und sozialpsychologischen Ausgangssituation, aber auch, weil sich vor dem Hintergrund des Schmittschen Denkens die Wandlungen im Diskurs über das „Männliche" und „Weibliche" besonders deutlich abzeichnen. Darüberhinaus erscheint mir Sombarts Interpretation des Schmittschen Werkes selbst ein Beispiel dafür zu sein,

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

wie die analytische Konzentration auf einen sozial zwar genau definierten, aber nach wie vor biologisch fixierten „Mann" betriebsblind macht für den oszillierenden Charakter, den „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" im kulturellen System entfalten.

II.

Mit dem 1991 erschienenen großangelegten Essay über „Die deutschen Männer und ihre Feinde"[1] machte sich Nicolaus Sombart nicht nur Feinde innerhalb seiner politologischen Männer-Zunft; eine eigenartige Reserve zeigte auch das Klientel, von dem man hätte annehmen können, daß es seine Studie eigentlich mit kritischem Interesse aufnähme, die feministischen Wissenschaftlerinnen.[2] Sombart geht es in seiner Untersuchung um die Frage, wie der Zusammenbruch des Jahres 1918 von einer durch den historischen Bankrott widerlegten „heroischen" Männergeneration[3] negiert und „verarbeitet" wurde. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die Figur Carl Schmitts und dessen geschichtsphilosophisch grundierte Selbstlegitimation der „deutschen Männer", die durch ihre „Entscheidung zur Tat" den als untragbar, weil unentschieden empfundenen „Weimarer Zustand" (Parlamentarismus, Mehrheitsdemokratie) zu beenden trachteten.

Der dabei produzierte und überhöhte Männlichkeitskult, den Sombart aus einer eingehenden Schmitt-Exegese destilliert, entwickelte sich zu einer entscheidungssüchtigen, dezisionistischen „Junggesellenmaschine", die all das durch „Ausscheidung" vernichtete, was die ohnehin destabilisierte Männeridentität gefährden konnte: Juden, Homosexuelle, Frauen. Im Kaiserkult der Jahrhundertwende entlud sich die verdrängte Homophobie der „deutschen Männer" ebenso, wie der unverhohlene Antisemitismus vom Neid auf den „feindlichen Bruder", den als begehrenswerter und „viriler" antizipierten Juden, zeugt. In den misogynen Affekten der Schmitt und Konsorten fließen Kastrationsphobien und Deprivationsängste zusammen. Angetrieben wurde dieses extrem bipolar organisierte Weltbild also durch die angstbesetzten Verdrängungsleistungen einer Männergeneration, die im Wesen des Weimarer Staates das „Wesen" der bedrohlichen Weiblichkeit und ihrer sexuellen Potenz wiederholt sahen. Durch Abwehrzauber („Blut und Eisen" und ähnliche Verstümmelungsrituale) und die innere Abhärtung der Männerseelen sollte nicht nur der „deutsche Mann", sondern auch der deutsche Staat gegen Umsturz und Anarchie gestählt werden.

Auffallend ist, wie diese disziplinierten und strangulierten Kleinbürgerseelen, deren Triebhaushalt in der verwirrten Pubertät des Kaiserreiches gefangen blieb, empfänglich waren für die matriarchalen Mythen der Zeit, die den

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.or

betrogenen Symbiose-Sehnsüchten bereitwillige Angebote machten. Misogyner Männerbund und Matriarchatsbeschwörung war die mentale Klammer, innerhalb derer der zwanghafte Charakter der allseits gepanzerten Männeridentität ausgelebt wurde und die Sombart vom Syndrom einer pathogenen „kollektiven Neurose" sprechen läßt. Durch diese eigenwillige Sicht Sombarts rückt das Werk Schmitts, dem bekanntlich der Ruf extremer Sachlichkeit voraneilt, in ein neues Licht. Aber trotz Sombarts intellektueller Brillanz und seiner Eloquenz, die mitunter Evidenz vortäuscht, müssen Zweifel hinsichtlich der historischen und theoretischen Generalisierungen angemeldet werden. In der Genese des „Unterscheidungszwangs" zum „Entscheidungszwang" sieht Sombart jenen beständigen „Virilitätsnachweis", den die „deutschen Männer", die sich in eine „permanente Ausnahmesituation" imaginierten, sich abforderten. An dessen Ende – und das ist das Paradoxe – steht aber nicht der „virile Mann", sondern, nach der Austreibung des Weiblichen, der entsexualisierte, geschlechtslose Mann, der sich nunmehr nicht nur vor Evas Apfel, sondern auch seinem eigenen Adam gefeit sieht. Diese Entlastung durch „Entgeschlechtlichung", die, wenn man der Logik Sombarts folgt, die einzig adäquate Lösung für das psychotische Dilemma der „deutschen Männer" darstellte, kursierte in der Ersten Republik jedoch nicht nur in den Zirkeln, in denen sich die „heroischen Männer der Tat" zusammengefunden hatten. Es lieferte darüberhinaus auch jenen das Modell, die sich von der auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs kompromittierten Männlichkeit – eben jene Männlichkeit, die die „deutschen Männer" zum Ideal erhoben – verabschieden wollten.

Das „Kriegserlebnis" – als nationales Reinigungsritual 1914 euphorisch begrüßt und 1918 als nationale Demütigung ins kollektive Gedächtnis der Kriegsteilnehmer eingeschrieben – setzte nämlich nicht nur für die Männer, die sich in der kulturpessimistischen „konservativen Revolution"[4] zusammengefunden hatten, die einschneidende Zäsur; an seiner individuellen Bewältigung arbeitete sich auch jene, zum Teil jüngere Generation ab, die das „Weimarer Interim" entweder von links kritisierte oder den liberalen Verhältnissen moderat begegnete.[5] Die auffälligen Parallelen bei der semantischen und symbolischen Verarbeitung der narzißtischen Kränkung, die die Kriegsniederlage und der Sturz der Monarchie einer ganzen Männergeneration beibrachte, sprechen dafür, daß die Verunsicherung des „Maßstabs Mann" umfassender war, als es die elitären Transzendierungen der Schmitt und Jünger vermuten lassen.[6] Die Rede von der „vaterlosen Gesellschaft", die die Vertreibung des Kaisers und die Diskreditierung der „Väter" ins individualpsychologische Bild faßte, setzte schon kurz nach Kriegesende und nicht nur in psychoanalytischen Zusammenhängen ein.[7] Was aber die einen als unheilvollen Verlust wahrnahmen und veranlaßte, an die vakante Stelle des „Heldenkaisers" sich selbst als „Männer

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

auf verlorenem Posten" zu stellen, erkannten die anderen als Chance für ein „antihierarchisches Söhnebündnis", wie es sich in der Kultursphäre für kurze Zeit im Expressionismus niederschlug. Zu Beginn der zwanziger Jahre galt das Männerideal der Kaiserzeit als derart abgewirtschaftet, daß sich die Vertreter des Geschlechts nur noch in der selbstironisch-larmoyanten Distanz der Verlierer wahrzunehmen vermochten. Die inflationäre Rede über die „männliche Impotenz", auf die an dieser Stelle nur verwiesen werden kann,[8] begleitete als schrille Dissonanz den ohnehin aus dem Takt geratenen Geschlechterakkord. Dabei steckten die Impotenzphantasmen metaphorisch das Feld der umfassenden Selbsterledigung des (klein)bürgerlichen Mannes ab: politisch als Ausgelieferter der Siegermächte; ökonomisch als in der Inflation vernichtete Existenz; sexuell paralysiert durch die unhintergehbare weibliche Emanzipation. Die Angst bildet nicht nur den trüben Bodensatz der Affektlage der „deutschen Männer", sondern sie verbindet die männliche Kriegsgeneration insgesamt.

Nach Sombarts prononciert psychoanalytisch konturierter Interpretation der „deutschen Männer" ist deren biologische Präsenz der ausschließliche Referenzpunkt des Schmittschen Denkens. Er schließt den dezisionistischen Politikstil, den Schmitt theoretisch begründet, zusammen mit dem physischen „Entscheidungsdrama" beim männlichen Penetrationsakt.[9] Folgt man Sombarts Streifzug durch die politischen Sedimentierungen männlicher Impotenzängste und Omnipotenzphantasien, bleiben die „deutschen Männer" nach der Exstirpation des Weiblichen zwar „geschlechtslos" zurück, doch dieser resistenzversprechende, stählende Akt vernichtet ihn keineswegs als historischen Bezugspunkt: Mann bleibt Mann gerade qua der Austreibung dessen, was er als gefährliches Anderes imaginiert.

Ernst Jünger, mit Carl Schmitt intellektueller Wegbereiter der „konservativen Revolution", geht hier einen wesentlichen Schritt weiter. In seinem Essay über den Arbeiter[10] nimmt er die Überlegungen zum Umgang mit dem „Inkommensurablen"[11] auf und transponiert sie auf die Ebene der Soziologie, indem er „das Elementare" mit der bürgerlichen Vernunft als unvereinbar erklärt und es als untrennbar von der „Gestalt des Arbeiters" unterstellt. (Jünger, S. 50 f.) Das „Elementare" speist sich nach Jünger aus der gefährlichen äußeren Natur und aus den unbezähmbaren Leidenschaften der menschlichen Natur. (S. 51) Im begrifflichen Widerspruch der *organischen Konstruktion* versucht Jünger die der Welt zugrundeliegende glück- und leidenverheißende Bipolarität aufzulösen, aber nicht in einer dialektischen Bewegung, sondern indem er eine weitere „Wesenheit", eben die *Gestalt des Arbeiters,* inthronisiert.

Dabei frönt Jünger – übrigens in Übereinstimmung mit einem seiner exponierten politischen Gegner, Siegfried Kracauer – einer Vorstellung von „Gleichzeitigkeit", in der das transitorische Moment bestimmend ist. Durch „den Tod

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.or

des Individuums", feiert der Autor die Heraufkunft des neuen Zeitalters der Ununterscheidbarkeit und Uniformierung, „muß der Einzelne hindurch". (S. 110) Im Unterschied zur bürgerlichen Gesellschaft ist nun der *Typus* das neue Menschenideal in diesem Kraftfeld der ausrichtenden anonymen Bewegung. Im Koordinatensystem der neuen Verkehrsformen bilden diese massenhaft auftretenden, anonymen Typen die Schnittpunkte der *totalen Mobilisierung.* (S. 147 ff.)

Interessant in unserem Zusammenhang ist, daß Jünger diesen Typus, auf den ich als neusachliche Idealfigur noch zurückkommen werde, zwar mit einer größeren Fähigkeit ausstattet, „sich kritisch von seinem Raum abzusondern", als Menschenschlag selbst aber hervorgeht aus einem grandiosen Prozeß der Einschmelzung bipolarer Anordnungen (S. 147), ein Prozeß, in dem es allerdings wie bei Schmitt nach dezisionistischer Manier um „Leben und Tod" geht, um „die Vermählung des Lebens mit der Gefahr". (S. 59) Nicht *Absonderung* im Sinne von Ausscheidung des Risikoreichen, sondern *Einschmelzung* des Heterogenen, Inkommensurablen schlägt Jünger als Ausweg aus der männlichen Identitätskrise vor. Diese „Nichtabgrenzung" und Amalgamierung definiert er aber ausdrücklich als „weibliches" Charakteristikum: „Ihre *weibliche* Gesinnung verrät sich darin, daß sie jeden Gegensatz *nicht von sich abzusetzen,* sondern *in sich aufzunehmen* sucht." (S. 24, Hv. UB) „Weiblich" ist im aufgeführten Zusammenhang, wie wir uns denken können, denunziatorisch gemeint und steht für den „unbestimmten Charakter" und die „Charakterlosigkeit" der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Geistes, von denen sich Jünger in viriler Selbstgewißheit abzugrenzen bestrebt ist.

Es ist nicht anzunehmen, daß es sich bei diesem eigenartigen Widerspruch nur um eine bedauerliche Begriffsverwirrung Jüngers handelt. Die Hinweise sind in beiden Fällen so eindeutig, daß nach jener Nahtstelle gesucht werden muß, die ein an sich „anarchisches" Prinzip, das „Uneindeutigkeit" produziert, einschweißt in eine gebändigte *organische Konstruktion.* Eine zentrale Stelle in Jüngers Essay nimmt die Exegese über die *Technik* ein. Die Maschinentechnik ist das Symbol der Gestalt des Arbeiters, sie ist das anonyme Bewegungszentrum der Gesellschaft, sie „verneint das Christentum durch bloße Existenz". (S. 161) In Jüngers Technikbegriff wird expressionistische Dämonie und neusachliche Versöhnungshoffnung zusammengeschlossen: Einerseits hat sie als Instrument der totalen Mobilmachung „verzehrende Eigenschaften" und „verbrennt Menschen und Mittel" (S. 186); zum anderen ist sie nur dann „organische Konstruktion, wenn sie jenen höchsten Grad der Selbstverständlichkeit erreicht, wie sie tierischen und pflanzlichen Gliedmaßen innewohnt." (S. 187)

Technik wird also als Vermittlungsinstanz installiert, durch die die äußeren Unwägbarkeiten und inneren Leidenschaften gezähmt werden und im Korsett

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.or

der *organischen Konstruktion* ihre Wiedergeburt feiern. Der „Mann" aber – bei Schmitt durch den radikalen Unterscheidungszwang und Entscheidungsakt noch einmal gerettet – wird bei Jünger in einem Akt der Einverleibung des Anderen, Disparaten von sich selbst befreit und verschwindet – zunächst! – ununterscheidbar im Männerkollektiv der „Arbeiter". Ernst Jüngers Entwurf weist damit weit über das „Lösungsmodell" seines geistigen Wahlverwandten Schmitt hinaus, insofern sein Rettungsversuch des deutschen Mannes – ganz nach der Kracauerschen Formel, daß der Kapitalismus nicht zu viel, sondern zu wenig rationalisiere[12] – durch dessen Untergang hindurchgeht.

III.

Damit stellt sich jedoch eine augenfällige Verbindungslinie zu einer Strömung in der Weimarer Kultursphäre her, die sich augenscheinlich ganz diametral entgegengesetzt zur Revolution der technischen Totalität à la Jünger verhält, zur Neuen Sachlichkeit. Die Neue Sachlichkeit als eine Zeiterscheinung im Modernisierungsprozeß der Ersten Republik soll in diesem Falle nicht, wie in der Forschung üblich, als Gegenbewegung zum Expressionismus wahrgenommen werden,[13] sondern vielmehr als selbstversichernde Geste vorwiegend jüngerer Männer gegen die larmoyante Klage der Weimarer Kulturkritik. Die Neue Sachlichkeit, verstanden als *Einverständniserklärung* mit den Herausforderungen der Moderne, ist der Versuch einer „Synchronisierung", um sich von einem „angstbesetzten Zustand zu entlasten".[14] Während sich nämlich die traditionelle Kulturkritik an den Erscheinungen des modernen Lebens abarbeitete und in ihnen den gesellschaftlichen Werteverfall als apokalyptisches Zeichen der Epoche bestätigt sah, kehrten die Protagonisten der Neuen Sachlichkeit dieses Verhältnis einfach um und erklärten die Kunst als Experimentierbühne, auf der das Vermögen der (männlichen) Exponenten zur mimetischen Anpassung an die Erfordernisse der Epoche bis ins Extrem ausgetestet werden sollte. Stellvertretend für das konservative Klientel artikuliert der in den zwanziger Jahren prominente Germanist Fritz Strich seine Abwehr gegen die „moderne Unkultur", die „bis ins letzte gehende Anpassung des sozialen Lebens an den Mechanismus, die Unterwerfung der Person unter die Sachlichkeit."[15] Er reklamiert die grundsätzliche Fremdheit zwischen „Sache" und „Seele" und geißelt die absehbare „Verarmung" des Menschen, der sich „seelisch dem Pragmatismus beugen und die Sachlichkeit im sozialen Leben mit den Menschen und den Dingen als Ideal verkünden würde". (S. 307) Kritik an der Zeitströmung der Neuen Sachlichkeit wurde um die Jahrzehntwende auch von links laut, aber zunächst sollte die „wirklichkeitsbesessene Dichtung" (J. R. Becher) in den Dienst der „Eroberung der Wirklichkeit"

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.or

gestellt und „das Tempo unserer Zeit" dem „Tempo des modernen Krieges, des Maschinenkrieges und dem Tempo der Revolution" nachempfunden werden.[16]

„Technik" wurde zum Schlüsselbegriff und Agens der Neuen Sachlichkeit, und mit der Selbsternennung als Träger der „Sache" stellte sich die Intelligenz als Verfechter einer „technischen Idee" zur Verfügung,[17] in der die zerrissenen Elemente des Zeitalters neutralisiert und versöhnt werden sollten. Im Technikkult fand die Neue Sachlichkeit jenen Metaphysikersatz, dessen Verlust die Kulturkritik beklagte. „Wir haben einen Stil", schrieb Franz Kollmann 1928 über die „Schönheit der Technik", „einen echten, ehrlichen Stil, Vorboten kommender Kultur. [...] er verlangt den Willen zum Fortschritt, er gebietet reinste Sachlichkeit [...] und schlägt die Wunderbrücke von Zivilisation zu Kultur, beides für den heutigen Menschen gleich unentbehrlich."[18] Statt sich in politischen Kontroversen zu entzweien, das heißt auch: die Freund-Feind-Unterscheidung im Schmittschen Sinne vorzunehmen, galt es nun auf der Ebene sachlicher Regelungen und Verfahren den Menschheitstraum der „neuen Zeit" zu realisieren. Im Mittelpunkt des unpathetischen „kalten" Diskurses der Neuen Sachlichkeit stand die „Sache" selbst, an der sich die subjektive Selbstvergewisserung der jungen Künstlergeneration vollzog. Aber die „l'ordre froid", die kalte Ordnung, wie die Neue Sachlichkeit in Frankreich genannt wurde, produzierte auf seiner Rückseite eine Rede, in der die Geschlechtermetapher zum zentralen Bezugspunkt avancierte und die die vorgebliche „Neutralität" der Sachlichkeit konterkarierte.

Es war zuerst Kurt Pinthus, das expressionistische Enfant Terrible der Nachkriegszeit, der seine künstlerische Adoleszenzphase mit dem eindrücklichen Schlachtruf: „Die Neue Sachlichkeit ist männlich", erledigte.[19] Er grenzte die „männliche Literatur" gegen die „feministische Weichlichkeit" ab, sie sei „hart, zäh, trainiert, dem Körper des Boxers vergleichbar". Dem „beglückenden, aber gefühlsverwirrenden Zauberreich der Liebe" stellte er das „klare zuverlässige ‚Männerreich' gegenüber", distanziert, hartgesotten und illusionslos. „Kinder, wir brauchen neue Weiber und neue Männer auf der Bühne", forderte Bernhard Diebold 1928 in der Essener Zeitschrift „Der Scheinwerfer" und konstatierte: „Mit Tanz-Girls und Tanz-Boys können wir die Welt nicht spiegeln. Kinder, tut euch nicht so infantil. Kinder, schafft Männer!" Eine Aufforderung, die der Dramatiker Arnolt Bronnen bereits 1926 im Versprechen vorwegnahm, daß seine Generation „ruhige, ernste und männliche Stücke bringen" wolle.[20] Die „männliche" Selbstlegitimation der neusachlichen Vertreter, die sich hier weiterführen ließe, ist so evident, daß der Zusammenhang zwischen „Sachlichkeit" und „Männlichkeit", der nicht nur bei Pinthus explizit wird, genauer beleuchtet werden muß.

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

Offenbar sollte die Rede von der „sachlich-männlichen" Literatur gegen die Effeminierung der „kriegsbeschädigten Männergeneration"[21] schützen. „Sachliches" Prinzip als „männliches" Prinzip setzte die abgewirtschaftete und abgedankte „Männlichkeit" des Kaiserreichs wieder in sein Recht und feierte im unverdächtigen Fetisch der Sachlichkeit neue Urständ. Dabei beginnt aber nicht nur die Bedeutung dessen, was „männlich" sei, zu flottieren, sondern es wird zunehmend unübersichtlicher, ob als Träger der neuen „Männerbewegung" ausschließlich Männer prädestiniert seien. Wieder war es Pinthus, der den entscheidenden Hinweis liefert mit dem Zugeständnis an einige Schriftstellerinnen (A. Seghers, M. L. Fleißer, G. Kaus), auch sie hätten sich durch ihren „naturhaft-derbschlächtigen" Stil und ihre betonte Nüchternheit für die Neue Sachlichkeit qualifiziert; überall, so Pinthus, finde man „die gleiche *Vermännlichung, Versachlichung*". (Pinthus, S. 910, Hv. UB)

Wenn aber die Neugeburt des Mannes durch ein „männlich-sachliches" Prinzip nicht mehr nur „Sache des Mannes" ist, dann unterliegt die Ordnungsinstanz „Geschlecht" einer Mobilisierung, die sich von den biologischen Trägern längst abgelöst hat und „neutralisiert" in die Umlaufbahn der Bedeutungsproduktion zurückgeführt wird und dort ihre eigenen Realitäten gebiert. Die hoheitsvolle Geste Pinthus' gegenüber seinen Schriftstellerkolleginnen ist nicht nur Reflex auf ein sich – zumindest partiell – veränderndes Modell des Geschlechterverhältnisses in der Weimarer Republik, sondern selbst Lieferantin neuer Intepretationen und Ideen, die im Austausch mit der Realität fruchtbar werden. Die Debatte zwischen Pinthus und Balázs (vgl. Anm. 21) zeigt aber auch, daß die „Wertigkeiten" der Signifikanten sich als solche nicht verändern, sondern lediglich „entpersonalisiert" werden. „Männlich" zu sein gilt nach wie vor als erstrebenswertes Attribut und wird von den verschiedenen Männergruppen für sich reklamiert, während „weiblich" weiterhin als Zeichen männlicher Impotenz, also ex negativo, gehandelt wird, wie der Angriff Balázs' deutlich macht. Das läßt sich in den zwanziger Jahren auch an den Diskursen über den Gegensatz von „Kultur" und „Zivilisation", „Provinz" und „Metropole" oder am Sexualitätsdiskurs studieren. Je nach Bedeutung für die jeweilige Fraktion in der Kultursphäre wird „Zivilisation" beispielsweise als „weiblich" (negativ) oder „männlich" (also positiv) erklärt. Dieser Faden kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden, wichtig scheint mir aber im Hinblick auf die aufgeworfene Fragestellung die Überlegung, ob es sich dabei lediglich um „Umwertungen" handelt oder ob beim Prozeß der „Neubewertung" nicht erheblich mehr passiert als die bloße Vertauschung der Vorzeichen.

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

IV.

Nützlich erscheint noch einmal der Rekurs auf Jünger. Im Unterschied zu Schmitt, lautete meine These, ist die *Gestalt des Arbeiters* nicht nach einem Ausgrenzung erzeugenden Ausstoßungsprinzip organisiert, sondern wird zur *Gestalt,* indem sie das, was im Denk- und Handlungsraum der bürgerlichen Gesellschaft als Feindliches abgesondert wird, in sich aufnimmt, einverleibt und mittels *technischer Mobilisierung* als *organische Konstruktion* domestiziert. Zu fragen wäre, ob sich eine ähnliche Bewegung nicht auch bei den neusachlichen Vertretern fixieren ließe: die „Einverleibung" dessen, was bis dahin als Bedrohung erschien, die nun aber, wie bei Jünger, durch's Öhr einer wertfreien Technik geht und als geläuterte „Sache" die Bühne der Zivilisation betritt, auf der das Maskenspiel der Moderne inszeniert wird. Dieser Transformationsprozeß, in den alle „stillen Reserven" der Gesellschaft einbezogen werden und Individuen als funktionsfähige „Sachen" – „man fällt nicht mehr, sondern fällt aus" (Jünger, S. 111) – verwandelt, tauscht nicht einfach Bewertungen aus oder wertet um, sondern die Konnotationen – in diesem Fall die immer wieder bemühte Geschlechtermetapher – unterliegen selbst einer grundlegenden Bedeutungsverschiebung, was im Akt der statischen Polarisierung und Ausstoßung nicht der Fall ist.

Selbst wenn man wie ich davon ausgeht, daß auch im Modernisierungsprozeß der Weimarer Republik „männlich" und „weiblich" nach wie vor als sinnstiftende Kategorien eingesetzt werden, so ist gerade in bezug auf die Neue Sachlichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß das dabei unterlegte Männlichkeitsideal (und damit auch das, was als „männlich" etikettiert wird), sich fundamental unterscheidet vom Schmittschen Paradigma des „Männlichen". Nicht nur, weil es an den Träger „Mann" gefesselt bleibt, sondern auch, weil es sich als unfähig erweist zur entwicklungsfähigen Inkorporation des „Anderen". In der Gestalt des Jüngerschen Arbeiters, der gepanzerte Abgeschlossenheit *und* Geschmeidigkeit in sich vereinigt, spricht sich der (Männer-)Traum von der *Selbsterzeugung durch Symbiose* aus. Der „aktive Typus", der nach Jünger aus dem Ornament der (Arbeiter-)Masse hervorgeht, hat durchaus Ähnlichkeit mit der Figur des Ingenieurs, in der die Männer der Neuen Sachlichkeit ihre virile Selbstermächtigung feierten. Im Unterschied zu den Schmittschen „Männern auf verlorenem Posten" sollten deren Nachfahren aus den Fehlern des „romantischen Protestes" lernen, daß sich „die Notwendigkeit neuer Ordnungen (ergibt), in die das Außerordentliche einbezogen ist – [...] Ordnungen, die nicht auf den Ausschluß des Gefährlichen berechnet, sondern die durch eine neue Vermählung des Lebens mit der Gefahr erzeugt werden." (Jünger, S. 59)

Indes konzedierte auch Jünger, daß der von ihm entworfene heroische Männer-Typus keine Identifikationsangebote an die von ihm anvisierten Adressaten

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

machen konnte, wenn dieser spurlos in der Anonymität des Männerkollektivs – der Gestalt des Arbeiters – verschwand. Dem Mann, der aus dem Stahlbad des Krieges hervorging und das Ertüchtigungsprogramm der Modernisierung absolvierte: das heißt, der sich von der Fiktion bürgerlich-männlicher Individualisierung verabschiedete und die „Konkurrenzvorteile" jener gesellschaftlichen Gruppen erkannte und ihre Attribute „aufzunehmen" bereit war, denen „Anpassung" ans „Ornament der Masse" (Kracauer) per Sozialisationsprozedur zugemutet wird; diesem Mann also mußte Attraktiveres versprochen werden als die Verschleuderung seiner Virilität im Jüngerschen „Orden" der *organischen Konstruktion.* Und richtig: Obgleich Jünger zusammen mit den Neusachlichen den „Geniekult" und die Idee der „Autorschaft" ablehnt (S. 233), steigt wie Phönix aus der Asche der „Nivellierung" der *aktive Typus* aus der „Kriegsteilnehmergeneration". Er setzt sich in Besitz der „geistigen und technischen Mittel" und bildet durch „Züchtung und Auslese" die neue Aristokratie (Jünger, S. 271f.) Ob als Kommandant im faschistischen Männeraufmarsch oder als Kommanditist im neusachlichen Betrieb der Zerstreuung: Für eine kurze Zeitspanne liefert diese auf das Prinzip „Sachlichkeit" reduzierte Figur des „deutschen Mannes" den Kristallisationspunkt der Hoffnung, „mann" könne sich selbst von sich entledigen und im Akt der Inkorporation das „männliche Prinzip", unabhängig von seinen real gedemütigten und zugerichteten Trägern, zu neuer Auferstehung verhelfen.

Anmerkungen

1 Nicolaus Sombart, *Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos,* München 1991.

2 Die mir vorliegenden (Zeitungs-)Rezensionen stammen fast ausschließlich von Männern, die auffällig häufig nach den verborgenen biographischen Verbindungslinien zwischen Sombart und Schmitt, der im Elternhaus Sombarts verkehrte, fahnden; vielleicht deshalb, weil sich auf dem Plafond psychologischer Deutungen am ehesten von den generalisierbaren Ergebnissen und Implikationen der Studie abstrahieren läßt. Vor diesem Hintergrund wird auch der gelegentlich süffisante Ton der Rezensenten verständlich. Trotz entsprechender Nachforschungen beim Verlag ist es mir nicht gelungen, ernsthafte feministische Auseinandersetzungen mit den „deutschen Männern" nachzuweisen. Im Vorlesungverzeichnis der FU Berlin fand ich allerdings im Sommersemester 93 den Hinweis auf eine Seminarveranstaltung, die das Werk Carl Schmitts einer feministischen Lesart unterziehen wollte.

3 Ich übernehme im folgenden den Sombartschen Begriff der „deutschen Männer", die „um 1890 geboren waren, vor dem Ersten Weltkrieg geistig geprägt und sozialisiert

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.or

wurden, den Zusammenbruch von 1918 schmerzhaft erlebten, die Republik innerlich ablehnten und in der Machtübernahme der Nationalsozialisten von 1933 den Beginn des Wiederaufstiegs Deutschlands zu nationaler Größe feierten." (S. 277)

4 Die Vertreter der „Konservativen Revolution", die sich um Zeitschriften wie *Die Tat, Deutsches Volkstum* und *Die Rundschau* gruppierten, betonten ihre Gegnerschaft zum parlamentarischen System der Weimarer Republik, insbesondere aber zu den modernen Zeiterscheinungen der Stabilisierungsphase. Ihr Denken war geprägt insbesondere durch Nietzsche, die Lebensphilosophie und deren Kulturkritik. Vgl. Karl Prümm, *Die Literatur des soldatischen Nationalismus der 20er Jahre* (1918-1933). Gruppenideologie und Epochenproblematik, Kronberg/Ts. 1974.

5 Ernst Glaeser hat in seinem Roman *Jahrgang 1902* ein aufschlußreiches Soziogramm dieser Generation entworfen.

6 Die folgenden Überlegungen gehen zurück auf einige vorläufige Ergebnisse eines im Entstehen begriffenen Arbeitsprojektes, das sich mit der Neuen Sachlichkeit und ihres Beitrags zur Modernisierung der Geschlechterverhältnisse befaßt.

7 In der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung kursierte bereits 1919 ein Papier von Paul Federn, das sich mit den individual- und sozialpsychologischen Folgen des Krieges und des Kaisersturzes auseinandersetzte. Federn plädiert für ein „antihierarchisches Söhnebündnis", um den persönlichen und politischen „Vaterverlust" zu verarbeiten.

8 Vgl. hierzu Ulrike Baureithel, „Kollektivneurose moderner Männer". Die Neue Sachlichkeit als Symptom des männlichen Identitätsverlustes – sozialpsychologische Aspekte einer literarischen Strömung, in: *Germanica,* Sonderheft, Lille 1991. S. 123-43.

9 Vgl. hierzu insbesondere die Kapitel 3, 7 und 10.

10 Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt,* Hamburg 1932; Neuauflage Stuttgart 1982.

11 In seiner fast gleichzeitig mit dem Jünger-Essay im Jahre 1933 erschienenen Schrift *Die psychologische Struktur des Faschismus* hat Georges Bataille das *Inkommensurable* als das mit der *homogenen Gesellschaft* nicht zu vereinbarende *Heterogene* erkannt. Im Unterschied zu Jünger handelt es sich nach Bataille um jene Elemente, die nicht zu assimilieren sind und die durch *unproduktive Verausgabung* hervorgebracht werden; trotzdem bedient sich die homogene Gesellschaft der freien imperativen Kräfte im Kampf gegen das Heterogene. Vgl. Georges Bataille, *Die psychologische Struktur des Faschismus,* Neuausgabe München 1978, S. 14 ff.

12 Vgl. hierzu: Siegfried Kracauer, *Das Ornament der Masse,* Frankfurt a.M. 1977, S. 57.

13 Vgl. Horst Denkler, Sache und Stil. Die Theorie der Neuen Sachlichkeit, in: *Wirkendes Wort* 18, (1968) 3, S. 167-185. Klaus Petersen, „Neue Sachlichkeit". Stilbegriff, Epochenbezeichnung oder Gruppenphänomen, in: *Dt. Vierteljahresschrift für Literatur- und Geistesgeschichte* 56 (1982), S. 463-477. Karl Prümm, Neue Sachlichkeit. Anmerkungen zum Gebrauch des Begriffs in den neueren literaturwissenschaftlichen Publikationen, in: *Zeitschrift für Philologie* 19 (1972) 4, S. 606-616.

14 Vgl. hierzu ausführlicher Helmut Lethen, Freiheit von Angst. Über einen entlastenden

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o

Aspekt der Technik-Moden in den Jahrzehnten der historischen Avantgarde 1910-1930, in: Großklaus/Lämmert (Hg.): *Literatur in einer industriellen Kultur.* Stuttgart 1989, S. 87.

15 Fritz Strich, Gedanken über die neue Sachlichkeit, in: *Zeitwende* 4(1928)1, S. 305.

16 Wilhelm Eisenthal, vom Rhythmus der neuen Zeit, in: *Die Kultur,* Wien 1928, S. 17.

17 Fritz Klatt, *Die geistige Wendung des Maschinenzeitalters,* Potsdam 1930.

18 Franz Kollmann, *Schönheit der Technik,* München 1928, S. 34.

19 Kurt Pinthus, Männliche Literatur, in: *Das Tage-Buch* 10 (1929), S. 908-911.

20 Arnolt Bronnen, Bronnens zehn Finger, in: *Literarische Welt* 2 (1926) 4, S. 1f.

21 Béla Balázs hat diese Vermutung bereits in einer Antwort auf Pinthus in der *Weltbühne* lautwerden lassen, wobei er nicht grundsätzlich die Notwendigkeit einer „männlichen" Literatur bezweifelt, sondern vielmehr die neusachlichen Vertreter als untauglich erklärt, eine solche zu produzieren (vgl. Béla Balázs: Männlich oder kriegsblind? In: *Die Weltbühne* 25 (1929) 26, S. 969 f.) In einem späteren Beitrag versucht Balázs „Sachlichkeit und Sozialismus" als untrennbar zusammenzudenken und insofern „Männlichkeit" einzig für die sozialistische Sache zu reklamieren (vgl. ders. in: *Die Weltbühne* 25 (1929) 51, S. 916-919.

Anschrift der Autorin:
Ulrike Baureithel
Fregestr. 7
12159 Berlin

censed from Philosophy Documentation Center for OCLC WorldCat Local 2017/8/15 © 2017 Philosophy Documentation Center http://www.pdcnet.o